

# **Kleine Lichter an einem dunklen Horizont**

Gedichte und Erzählungen

von

Brigitte Reichardt

WDL-VERLAG BERLIN

## Inhaltsverzeichnis

(Gedichte sind kursiv und eingerückt)

Die Apfelfreundschaft .....	7
<i>Eile</i> .....	13
Feddensen .....	14
Das erhörte Gebet .....	18
<i>Das Wort</i> .....	22
Der Brief eines Gefangenen .....	23
Der Blinde .....	28
<i>Trauer im Herbst</i> .....	30
Das seltsame Paket .....	31
Der anstößige Eckladen .....	35
Die Besenolga vom Club .....	37
<i>Im Januar am Meer</i> .....	40
Der fremde Hund .....	42
Der Gefängnisbrand .....	47
<i>Die Nacht</i> .....	59
Der Traum eines Atheisten .....	61
<i>Sei mir ein Helfer</i> .....	67
Die Löwin .....	68
Die Alte und der Penner .....	72

<i>Schmelzendes Eis</i> . . . . .	77
Antons Schatz . . . . .	78
Das stille Örtchen . . . . .	87
Der Traum . . . . .	90
<i>Vergissmeinnicht</i> . . . . .	93
Die treue Amanda . . . . .	94
<i>Der Blick nach oben</i> . . . . .	97
Die ungewollte Beichte. . . . .	98
Die Kröte . . . . .	101
Der Rußgeist . . . . .	106
<i>Vormärz</i> . . . . .	109
Die Katze Minka . . . . .	110
Ein unbegründeter Verdacht . . . . .	112
<i>Märzen Schnee tut Saaten web</i> . . . . .	114

## Die Apfelfreundschaft

Es ist schon ein aufregendes Gefühl, wenn der Zug aus der friedvollen Ruhe einer mittleren Stadt in einen Bahnhof voller Hektik, Unruhe und quirlendem Leben einfährt. So erging es mir bei meiner ersten Ankunft in Berlin.

Mein Sohn hatte hier Arbeit bekommen und ich wollte ihn besuchen. Es war Stoßzeit! Der dichte Strom von Reisenden nahm mich mit auf den Bahnhofsvorplatz. Hier suchte ich eine geschützte Ecke, um mich zu orientieren. Ich beobachtete meine Umgebung. Die Leute kamen von der Arbeit, gingen in Geschäfte, eilten zu den Bussen, überquerten Straßen, standen vor Ampeln oder warteten auf irgend jemand, der sie abholen sollte. Auch die Taxifahrer bekamen Arbeit, denn die Nachmittagszüge spuckten ihre Menschenmassen aus. Einige der Ankommenden benutzten zur Weiterfahrt das Taxi.

Ich sollte mich vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einfinden und dort warten, hatte mein Sohn am Telefon gesagt. So überquerte ich zwei Fußgängerüberwege und beobachtete auf dem Wege zum Treffpunkt das Treiben der Menschen. Es ist fürchterlich viel Stress und Unruhe in so einer Großstadt wie Berlin, überlegte ich und dachte an Autos, Flugzeuge, Eisenbahnen, Radios und Lautsprecher. Alles lärmt!

Dann schaute ich beim Weitergehen in die Gesichter der vorbeihastenden Menschen. Sie wirkten müde, resigniert und angespannt. Einigen rauchenden Jugendlichen blickte die Langeweile aus den Gesichtern. Jeder war mit seinen Gedanken, Sorgen oder Erwartungen beschäftigt. Den anderen neben sich registrierte man kaum oder übersah ihn einfach.

„Wer ist mein Nächster?“ Diese Frage stieg in mir auf. Da musste ich an eine Gaststättenszene in Potsdam denken. Ein Gast hatte seine Brieftasche liegen lassen. Er stürzte in den gerade verlassenden Raum zurück und rief dem Geschäftsführer zu: „Ist bei Ihnen eine braune Lederbrieftasche abgegeben worden?“ Der Geschäftsführer aber wollte erst wissen, welcher Kellner ihn bedient hatte. Der Mann schaute sich um und sagte verlegen: „Ich weiß es nicht mehr. Ich habe, im Gespräch mit den anderen am Tisch Sitzenden, auf den Kellner nicht geachtet.“ „Ist das nicht sonderbar?“, überlegte ich. Eine Stunde lang wurde dieser Mann vom Ober bedient, bekam sein Mittagessen serviert und hatte ihn nicht einmal bewusst wahrgenommen. So gleichgültig gehen wir Menschen miteinander um.

Inzwischen hatte ich die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche erreicht. Da ich meinen Sohn noch nicht entdeckte, ging ich in die Kirche hinein und wollte sie mir ansehen. Im Vorraum der Kirche fiel mein Blick auf einen großen Korb mit schönen rotbackigen Äpfeln. Ein an der Wand befestigter Zettel informierte den Eintretenden, dass gegen eine Spende von 0,50 Euro ein Apfel aus dem Korb genommen werden durfte. In meiner Jackentasche hatte ich noch einen Euro. Den warf ich in den dafür vorgesehenen Kasten und nahm mir zwei Äpfel. Der verlockende Duft weckte meinen Appetit. Ich ging zurück auf den Vorplatz, suchte ein etwas abseits gelegenes stilleres Plätzchen und begann den Apfel zu essen. Den zweiten verstaute ich in meine Tasche. Herzhaft biss ich hinein und schaute mir dabei das Treiben auf dem Platz an. Nach kurzer Zeit hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden.

Mein suchender Blick fiel auf einen ungefähr acht Jahre alten Jungen. Er sah mit begehrlischen Augen auf meinen angebissenen Apfel. Seine Schirmmütze hatte er etwas verdreht auf dem Kopf, so dass der Schirmteil seine rechte Schulter beschattete, statt des

Gesichtes. Sein dunkles T-Shirt mit blau-weißen Streifen an den Oberarmen und am Halsausschnitt wirkte ein wenig zu groß. Das blonde Haar lugte seitlich durch den halbkreisförmigen Verschluss der Mütze. Die Jeanshose war nicht vollständig zu sehen, da er auf den Treppenstufen hinter einer seitlichen Mauerbegrenzung stand. Er sah nett und sauber aus. Seine etwas traurigen – und wie mir schien – hungrigen Augen waren auf mich gerichtet. Ich lächelte ihn an. Er schaute beschämt zur Seite. Meinen Apfelrest warf ich in einen in der Nähe stehenden Papierkorb. Dadurch kam ich dem Jungen etwas näher. Wieder blickte er verstohlen zu mir herüber und schien unsicher und ratlos zu sein. Sollte ich ihn einfach ansprechen? Aber was sollte ich sagen? In einer Stadt wie Berlin konnten eine Annäherung und ein Gespräch mit einem fremden Kind verdächtig wirken.

Ich blieb am Papierkorb stehen und überlegte kurz.

Plötzlich fiel mir der zweite Apfel ein. Den konnte ich dem Jungen schenken. Rasch zog ich ihn aus der Tasche und winkte dem Kind zu, indem ich den auf der Hand liegenden Apfel mit ausgestrecktem Arm anbot. Der Junge stutzte, kam zögernd näher und blieb in einiger Entfernung vor mir stehen. Nun konnten wir uns verständigen. Ich rief ihm zu: „Schau, ich habe noch einen Apfel. Möchtest du ihn haben?“ Er nickte mit dem Kopf und näherte sich langsam. Blieb dann wieder, mich forschend ansehend, stehen. Freundlich rief ich ihm zu: „Fang auf, er gehört dir!“ Der Apfel flog auf ihn zu. Geschickt fing er ihn auf und ich hörte ein leises: „Danke!“ Darüber freute ich mich. Der Junge biss herzhaft in den Apfel. Mit beiden Händen hielt er ihn fest. Man sah es ihm an, der Apfel schmeckte ihm genauso gut, wie mir der erste aus dem Kirchenkorb. Unseren Abstand verringernd, fragte ich trotzdem: „Schmeckt er?“ Wieder ein Kopfnicken. Er schaute auf den Apfel, dann auf mich und aß genussvoll den Rest. Nahe an den Jungen herangekommen, sprach ich weiter: „Auch mir hat

mein Apfel nach der Reise gut getan. ich wusste gar nicht, dass in einem Kirchenvorraum Äpfel angeboten werden. Eigentlich eine gute und gesunde Idee für einen Spendenaufruf.“

Nun hob der Junge den Kopf, rückte seine Mütze gerade und fragte neugierig: „Du bist wohl fremd hier?“ „Ja, ich warte auf meinen Sohn, der mich von hier abholen will.“ Ich schaute auf meine Armbanduhr. „Eigentlich müsste er schon hier sein.“ „Vielleicht hat er es vergessen“, sagte der Kleine mit noch immer kauendem Mund. „Nein, nein“, antwortete ich, „wir haben im Zug erst miteinander telefoniert. Es kann bei diesem starken Nachmittagsverkehr schon einmal eine Verspätung eintreten.“ Der Junge nickte wieder mit dem Kopf, warf den Apfelrest in den Papierkorb und bedankte sich, etwas zutraulicher geworden, noch einmal. „Du hattest wohl großen Hunger?“, nahm ich das Gespräch wieder auf. „Ja, ich habe seit heute früh nichts gegessen, weil ich nicht mehr nach Hause will.“ „Nanu!“, wunderte ich mich, „warum denn nicht?“

Mit dieser Frage schien ich eine wunde Stelle in seinem Herzen angesprochen zu haben. Sein Gesichtsausdruck verdunkelte sich. „Mein Vater will mir keinen Hund kaufen“, sprudelte es aus ihm heraus. „Ich wünsche mir so sehr einen Hund. Einen zum Liebhaben! Er soll mich auch vor den anderen Kindern beschützen. Die ärgern mich immer in der Schule. Auch soll er mein Freund sein!“ Ich staunte über diesen kleinen Redeausbruch und bemerkte erst jetzt, dass der Junge seinen Schulrucksack an der Treppe stehengelassen hatte. „Sag mal, ist das dahinten dein Rucksack?“ „Ach ja, den hab’ ich ganz vergessen.“ Er lief zurück, ergriff ihn und kam dann wieder zu mir. „Wie heißt du eigentlich?“, wollte ich wissen. „Steffen!“, sagte er und wiederholte: „Steffen Krüger.“ „Ein schöner Name, den mag ich. Wollen wir uns nicht dahinten auf das Stück Mauer setzen, bis mein Sohn kommt? Du kannst mir dann von deinem Hund erzählen und ich

behalte die Tür der Gedächtniskirche besser im Auge, damit ich ihn nicht verpasse.“

Bereitwillig kam er mit, legte seinen Rucksack wieder auf die Treppenstufen und setzte sich mit etwas Abstand zu mir. Eine Zeit lang schwiegen wir. Unwillkürlich schauten wir beide einem Bettler zu, der seinem Hund eine schmutzige Matte zum Ausruhen hinlegte. Aus einer alten Zeitung packte er etwas Fressbares für das Tier aus. Der Hund fraß gierig und legte sich dann neben den sitzenden Bettler auf die Matte. Steffen deutete mit dem Finger auf diese kleine Szene und meinte: „Siehst du, sogar der Bettler hat einen Hund und ich darf keinen haben.“ „Warum darfst du denn keinen haben?“ „Papa meint, die Wohnung sei zu klein für einen Schäferhund. Auch hätten er und ich keine Zeit, das Tier dreimal am Tage Gassi zu führen“, erwiderte er traurig. „Muss es denn ein Schäferhund sein? Der benötigt sehr viel Zeit und noch mehr Auslauf, ansonsten ist es für das Tier eine Quälerei in dieser Großstadt und keine Freude mehr. Vielleicht erlaubt dir dein Vater einen kleineren Hund“, versuchte ich zu trösten. „Der kann mich aber nicht beschützen“, murrte Steffen. „Oh doch, das kann er. Du musst ihm nur das laute Bellen anerkennen, wenn dir jemand zu nahe treten will“, konterte ich zurück. „Außerdem musst du bei Wind und Wetter mit dem Tier rausgehen und dazu noch abends spät, sonst hält der Hund die Nacht nicht durch.“ „Meinst du ein kleinerer Hund kann mich auch beschützen?“ „Natürlich! Oft sind sie viel aufmerksamer und lieber als die großen Hunde. Deine Freunde werden dich beneiden, wenn du so einen niedlichen kleinen Kerl besitzt. In die Schule darfst du beide Tiere nicht mitnehmen.“

Als wir weiter sprechen wollten, trat mein Sohn zu uns und sah mich verwundert an. Seine Mutter im Gespräch mit einem fremden Jungen, auf einer Mauer sitzend, mit Gepäck und das mitten in Berlin. Er schmunzelte! Typisch Mutter! Er setzte sich



zu uns, öffnete seine Tasche und reichte jedem von uns einen herrlichen gelben Apfel mit der Bemerkung: „Dann mach ich auch eine kleine Pause.“ Er biss kräftig in den Apfel und ließ es sich schmecken. Steffen und ich fingen an zu lachen und sagten gleichzeitig: „Unser zweiter Apfel, wie schön!“

Der erste war der „Apfel der Begegnung“ und dieser ist der „Apfel der Gemeinschaft“. „Was soll denn das bedeuten?“, unterbrach mich mein Sohn. „Das erzähl ich dir später. Jedenfalls kann es auch mitten im Berliner Verkehrschaos zu einem guten Zusammentreffen kommen. Nicht wahr Steffen? Nun aber schnell nach Haus mit dir, sonst sucht dich noch die Polizei.“ Er lachte, winkte beim Losrennen mit der Hand und schien von einer seelischen Last befreit zu sein.